

DIRK OSCHMANN

Franziska Struzek-Krähenbühl: *Oszillation und Kristallisation. Theorie der Sprache bei Novalis*. Paderborn u. a.: Schöningh 2009.
254 S. € 29,90. ISBN 978-3-506-76870-4

Der Fülle an Studien zu Novalis' Sprachtheorie ist mit der Arbeit von Franziska Struzek-Krähenbühl eine weitere hinzugefügt worden. Am Anfang, insbesondere in der Einleitung, wird eine Reihe von bekannten und unbekannten Behauptungen aufgestellt. Zu den bekannten Behauptungen zählt jene, Novalis habe die Dekonstruktion »vorweggenommen« (S. 20–22); zu den eher unbekannten gehört hingegen die, dass Novalis auch Aspekte der Naturwissenschaft des 20. Jahrhunderts, »etwa Einsteins Formel $E = mc^2$ « (S. 18), »vorweggenommen« habe. Außerdem aber habe er Heidegger »vorweggenommen« (S. 9), dann noch Saussure (S. 10), den »Begriff des dialektischen Umschlags« (S. 15) und selbst die »aktuelle Atomphysik« (S. 18). Wie das jenseits des bloßen Analogisierens im Einzelnen zusammenpasst, wird nicht gefragt.

Das ist freilich nicht die einzige Auffälligkeit der Einleitung. Auffällig sind auch das Maß an Redundanz, das bereits nach fünf Seiten erreicht ist, sowie die Begründung der gewählten Darstellungsform, nämlich des »Traktats« in Benjamins Sinne: Da Novalis keine zusammenhängende Theorie der Sprache vorgelegt habe, sondern unsystematisch verfahren sei, müsse »auch die vorliegende Arbeit immer wieder neu ansetzen und somit selbst »Traktat« sein« (S. 11). Diese methodologische Schlussfolgerung einer vermeintlich notwendigen Mimesis an den Gegenstand verletzt allerdings ein wesentliches Grundprinzip wissenschaftlicher Analyse, welches schlicht besagt, dass die Selbstzuschreibungen und Darstellungsverfahren, die eine Epoche im Blick auf die eigenen Gegenstände generiert hat, nicht zur metasprachlichen Beschreibung ebendieser Zuschreibungen und Verfahren dienen können.¹

Auch im Schlussteil der Arbeit, ungefähr auf den letzten achtzig Seiten, begegnet man etlichen Überraschungen: vor allem sachlichen und sprachlichen Fehlern, was aufgrund ihrer Häufung durchaus erwähnt werden muss. So habe sich beispielsweise Hamann in seiner *Aesthetica in nuce* mit dem Begriff der »Turbatverse« auf Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser* bezogen (S. 192). Hamanns Text erschien 1762, derjenige von Moritz in

¹ Vgl. dazu etwa Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1995, S. 214 f. u. 350.

Dirk Oschmann

vier Teilen zwischen 1785 und 1790. Die historische Logik wird erneut außer Kraft gesetzt, wenn Paracelsus' Signaturenlehre »das Gegenkonzept zu Fichtes Zeichentheorie« darstellen soll (S. 201). Man liest darüber hinaus Sätze wie: »Der Autor ist zugleich Urheber des Textes und nicht.« (S. 164) Oder: »In der Schweben zwischen Müssen und Wollen, im zugleich Wollen und Müssen fällt der Einfall zu.« (S. 164) Und weiter auf den Spuren Heideggers: »In diesem Raum des Sowohl-als-auchs [sic!] kann Eingebung eintreten.« (S. 168) Oder auch: »Diese Idee entstammt der Kabbala, von woher Derrida, aber auch Benjamins Theorie der Sprache, ihre Ideen speisen.« (S. 204 f.) Und schließlich: »Sowohl als Philosoph, als Dichter wie auch als Naturwissenschaftler hat er sich sah er sich mit ihr konfrontiert.« (S. 238) Nicht nur in Anbetracht dieser Blütenlese, die sich fortsetzen ließe, wäre man für Eingriffe eines Lektors dankbar gewesen.

Was lässt sich zum gewählten Thema selber sagen? Anlass für die Untersuchung war laut Verfasserin der Eindruck, dass die neueren Forschungen zum naturwissenschaftlichen Denken von Novalis bisher nicht mit seinen Überlegungen zur Sprache vermittelt worden seien. Dies möchte sie leisten, indem sie zeigt, dass der Autor »zugleich als Dichter, Philosoph und Naturwissenschaftler am Phänomen Sprache interessiert [ist]« und dass seine Reflexionen folglich »im Kontext aller drei Disziplinen« dargestellt werden müssen (S. 10). Dementsprechend rückt sie drei Texte ins Zentrum: die *Fichte-Studien*, den *Monolog* und die *Lehrlinge zu Sais*, an denen die vom Autor verwendeten Termini »Oszillation« und »Kristallisation« als Leitbegriffe seines Sprachdenkens aufgewiesen werden sollen. Zugleich strebt sie damit eine nähere Bestimmung von Novalis' Position im Sprachdiskurs insgesamt an. Denn, so die These, Novalis folge weder der Auffassung von Sprache als Mimesis noch derjenigen von Sprache als Konvention. Vielmehr bewege er sich jenseits dieser Dichotomie, da er mit dem Konzept der »Sprache als Kristallisation des Absoluten« (S. 22) eine Alternative entwickelt habe.

Das für die frühromantische Rhetorik charakteristische Phänomen des kontinuierlichen Wechsels, das die Verfasserin mit dem Begriff der »Oszillation« einholen will, ist freilich seit langem als »ordo inversus«, »Wechselgrundsatz« und »Wechselrepräsentation« bekannt.² Der sys-

2 Vgl. Manfred Frank/Gerhard Kurz: »Ordo inversus. Zu einer Reflexionsfigur bei Novalis, Hölderlin, Kleist und Kafka«. In: Herbert Anton u. a. (Hg.): *Geist und Zeichen*. FS für Arthur Henkel. Heidelberg 1977, S. 75–97, Manfred Frank: »»Wechselgrundsatz«. Friedrich Schlegels philosophischer Ausgangspunkt«. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 50 (1996), S. 26–50 sowie Maximilian Bergengruen: »Signatur, Hieroglyphe, Wechselrepräsentation. Zur Metaphysik der Schrift in Novalis' *Lehrlingen*«. In: *Athenäum* 14 (2004), S. 43–67.

248 thematische Zugewinn der terminologischen Neuausrichtung bestehe aber darin, nicht nur die Formen des Umkehrens wahrzunehmen, sondern die begriffliche Arbeit von Novalis deutlicher in der bewussten Konstellierung von Begriffen und Gegenbegriffen zu erfassen: »Nie denkt er einen Begriff allein, stets wird er mit seinem Gegenbegriff verbunden, um die Wahrheit in der Mitte schwebend aufzufinden.« (S. 14) Inkohärent wird diese Argumentation in dem Moment, da zugleich die »Worte als Kristallisationen von Oszillationen aufgefasst werden« sollen (S. 19). Was bereits als methodologisches Grundproblem der Studie herausgestellt wurde, zeigt sich hier in aller Schärfe, sofern sich die Sprache der Verfasserin nicht von Novalis' eigener Begrifflichkeit zu lösen und sie deshalb nur begrenzt zu beschreiben vermag. Zudem gelangt die Thesenbildung der Arbeit selten über das hinaus, was Novalis ohnehin schon selbst formuliert, ja vieles bleibt in der Paraphrasierung und Analogisierung stecken, statt einer systematischen Durchdringung zugeführt zu werden. Indiz dieser prinzipiellen Unselbständigkeit ist nicht zuletzt der Umstand, dass mehrere Kapitelüberschriften aus Zitaten bestehen und kaum einen thetischen oder zumindest deskriptiven Zugriff erkennen lassen, ganz zu schweigen davon, dass das Kapitel 4.5, »Das Lichtreich der blauen Blume oder die Erkenntnis des Absoluten« (S. 230–237), keinen Bezug mehr zum Thema aufweist.

Somit bleibt nur festzuhalten, dass die durchaus notwendige Aufgabe, Novalis' Sprachtheorie zu gleichen Teilen von der Dichtung, der Philosophie und der Naturwissenschaft her zu perspektivieren, erst noch in Angriff genommen werden muss.